

Sprachwandel und Sprachkritik in soziologischer und psychologischer Sicht (Schluss)

Autor(en): **Lang, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **17 (1961)**

Heft 5

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420660>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gewisser fremdwörter (telefon, büro) ist bereits vollzogen worden; ferner die ersetzung der sogenannten deutschen schrift durch die antiqua, sowohl in der handschrift wie im druck. Die einföhrung der „gemäßigten kleinschreibung“ steht wenigstens auf den verschiedenen reformprogrammen (zum beispiel wiesbadener empfehlungen), während die weglassung mancher dehnungszeichen — entgegen Dudens annahme — eher in weitere ferne gerückt ist, ebenso die ersetzung des v durch f oder w. — Eines aber ist sicher, die reformer dürfen sich ruhig auf Konrad Duden berufen.

Sprachwandel und Sprachkritik in soziologischer und psychologischer Sicht*

(Schluß)

Von Paul Lang

Dieses geradezu krampfhaftes Bemühen, sich immer und immer wieder von der gemeindeutschen Schriftsprache abzusetzen, steht in merkwürdigem Gegensatz zu der Tatsache, daß unsere Großväter, sobald sie etwas feierlich wurden, regelmäßig in die „höhere“ Schriftsprache verfielen. Es ist schwierig, auszumachen, welche weitgehend unbewußten Regungen für diesen Wandel herbeizuziehen wären. Ist etwa bei den Großvätern der Respekt vor der hochdeutschen Sprache in erster Linie unbewußt vom Respekt für das politisch mächtige deutsche Reich gespeist worden? Oder wirkte stärker noch der traditionelle Respekt vor der Sprache des Pfarrers und der Sprache der klassischen Dichter? Ist, umgekehrt, die heutige Respektlosigkeit vor der schriftdeutschen Sprache eher politisch zu erklären, weil man das Reich Hitlers erst fürchtete, dann haßte und zuletzt verachtete. Oder ist für den Wandel vielleicht noch stärker die allgemeine Erschütterung der Kultur verantwortlich zu machen, die weltweite Nivellierung, Vermassung, Barbarisierung, die Grillparzer seherisch vorausgesagt hat (Von der Humanität zur Nationalität und zur Bestialität)? Wozu als Drittes, als eine Folge der beiden Grenzbesetzungserlebnisse und

* Solange Vorrat, kann vom Verfasser (Adresse: Seestraße 80, Rüslikon ZH) ein Separatabdruck bezogen werden.

der Freude an der in der Landesausstellung glorreich zur Schau gestellten nationalen Sonderart, auch ein gesteigertes *autarkes Kulturbewußtsein* anzuführen wäre, das ja auch seit Jahrzehnten der „Schweizerspiegel“ sehr konsequent vertreten hat. Im Zusammenhang damit steht wohl auch die Erscheinung, daß in den untern Schichten unseres Volkes heutzutage eine ausgesprochene Abneigung dagegen besteht, sich im Verkehr mit Fremden, die hochdeutsch sprechen, ebenfalls dieser Sprache zu bedienen. Ich habe diese Unhöflichkeit schon Hunderte von Malen beobachtet, nicht zuletzt bei den Zürcher Tramangestellten, von denen sich viele so benehmen, als hätten sie das Fach Deutsch in der Schule überhaupt nie gehabt.

Schließlich sei noch auf einen soziologischen Sachverhalt aufmerksam gemacht, der heute für sämtliche westeuropäischen Sprachen gilt, bei uns aber besonders gefährlich erscheint. Infolge der sich immer noch steigernden *Reisesucht* nehmen die menschlichen Kontakte zwischen Individuen verschiedener Sprachen in wahrhaft unerhörtem Maße zu. Je mehr nun aber solche naturgemäß radebrechende Gespräche stattfinden, desto unsicherer wird logischerweise das Gefühl für die eigene, das Gefühl für die korrekte Sprache. Zuletzt fehlt beim wenig Gebildeten überhaupt jeder Maßstab für richtig oder falsch. Zu diesen wenig Gebildeten gehören aber leider auch manche heutige Redakteure, auf jeden Fall die Bildbeschrifter der Illustrierten. So genügt es schon, daß einmal ein deutsches Mondkalb eine falsche Kontamination in die Welt gesetzt hat, damit flugs ein zweites Mondkalb diese interessante Neuschöpfung aufgreift und seinerseits in den Setzersaal schickt, und siehe da, binnen Monatsfrist begegnet man der Kalberei in sämtlichen Zeitungen des Landes! So stehen heute die Chancen des richtigen „sich interessieren für“ und des falschen „sich interessieren um“ etwa auf fiftyfifty. Zu deutsch: sie halten sich die Waage. Dabei ist „sich interessieren um“ ganz klar eine Kontamination von „sich interessieren für“ und „sich kümmern um“. Genau gleich ist es mit dem „in deutsch“ gegangen, nur daß es sich hier einfach um eine Übersetzungsschlamperei handelt. Ich persönlich schreibe nie anders, als wie es der Duden heute noch verlangt, nämlich *auf* deutsch. Aber weil vor etwa einem bis zwei Jahrzehnten ein schlecht ausgebildeter Übersetzer zu faul war, zu übersetzen, hat sich dieses dem Englischen nachgeformte „in deutsch“ seither in Millionen von Exemplaren weiterverbreitet und die gesamte Presse durchseucht. Und das ist nun nicht mehr

ganz so harmlos. Bei der Wortwahl kann man schließlich mit sich reden lassen und dem persönlichen Empfinden einen weiten Spielraum gewähren. Wenn aber die Grammatik angefressen wird, so heißt es aufpassen. Denn da geht es um die eigentliche Struktur der Sprache.

Leider sündigt hier nicht nur die Presse. Die Schriftsprachunsicherheit des Schweizers wird auch dauernd durch den Wortschwall getrübt, der durch das Radio an seine Ohren dringt. Von dieser Institution aus werden wir ohne Unterlaß mit falschen Betonungen und falschen Konstruktionen bombardiert, aber auch mit der aus Deutsch und Schweizerdeutsch zusammengestotterten Mischsprache, in denen die Interviews stattzufinden pflegen. Jeden Tag müssen unsere sprachlich noch so unsichern Jugendlichen es anhören, wie da ein Interviewter — immer wieder durch das ekelhafte falsche Gelächter des Interviewers unterbrochen — hilflos deutsche Sätzchen stöttert oder noch häufiger — und noch schlimmer —, wie der berühmte interviewte Politiker, Wirtschaftler, Techniker oder Sportstiger in einem Schweizerdeutsch gurgelt und belfert, das zu 90 Prozent aus schweizerdeutsch ausgesprochenen schriftdeutschen Fachwörtern besteht. Kurz, es ist ein unbeschreiblicher Sprachsalat, der da an die jugendlichen Ohren schlägt und sie ständig in schlechtem Sinne beeinflusst.

Sie sehen also, es sind, summa summarum, der zerstörerischen Mächte viele, welche die Hochsprache in Deutschland wie auch in der Schweiz gefährden. Ganz hilflos stehen wir ihnen zwar nicht gegenüber. Doch bevor wir untersuchen, was wir *als Sprachpfleger* denn nun dagegen tun können und auch tun sollen, möchte ich in diesem zweiten Teil, wie ich eingangs angekündigt habe, den Sprachwandel nun auch noch im Lichte der herkömmlichen philologischen Kategorien betrachten. Freilich kann es sich, angesichts der Fülle der Aspekte, nur um einige Streiflichter handeln, die Ihnen immerhin, gerade auch im Zusammenhang mit den eben erarbeiteten psychologischen und soziologischen Einsichten, vielleicht da und dort Neues zu bieten imstande sind.

Das erste Kapitel, das wir kurz betrachten, ist das der *Grammatik*. Wir verstehen darunter, nicht wahr, das Ingesamt der Formenlehre. Von den zahlreichen Wandlungen, die sich in neuerer Zeit hier ergeben haben, ist vielleicht die interessanteste das immer stärkere Vordringen der schwachen Verben auf Kosten der starken. Vom Standpunkt der Praxis, besonders vielleicht auch vom Lehrer aus, der die deutsche Sprache Fremden zu vermitteln hat,

ist das natürlich ein Vorteil, von der ästhetischen Stilistik aus eher ein Nachteil, weil dadurch das bereits bedenkliche Überwiegen der Wörter mit dem Vokal e noch verstärkt wird. In gewissen Fällen leidet auch die stilistische Klarheit darunter. Allerdings hat das Nebeneinander von starken und schwachen Formen in andern auch zu größerer Differenzierung geführt, die Sprache mithin bereichert.

Der Wandel in den grammatischen Formen hängt, ganz allgemein, mit Beeinflussungen zusammen, die wahrscheinlich alle entweder auf Bevölkerungsverschiebungen oder doch starke Kontakte mit andern, meist benachbarten Sprachen zurückgehen, einige wenige andere Faktoren, wie zum Beispiel das raschere Leben der Städte, abgerechnet. In den neuen soziologischen Kategorien ausgedrückt: entweder war also ein horizontaler Snobismus maßgebend, der die fremde, angrenzende oder sonst eindringende Sprache als höher und erstrebenswerter als die eigene betrachtete und deshalb bestimmte Formen von ihr übernahm, oder die deutsche Sprache ist, zum Beispiel als Folge einer Eroberung, von Anderssprachigen übernommen worden und hat durch sie Formen erhalten, die aus deren ursprünglicher Sprache stammen. So soll zum Beispiel der Dialekt der Deutschprager grammatikalisch deutlich Einflüsse des Tschechischen zeigen.

Der grammatische Wechsel und Wandel erstreckt sich indessen in der Regel über sehr lange Zeiträume. Er verläuft nur ganz allmählich. An sich ist er als ein naturgesetzlicher Vorgang zu begreifen, wenn wir jenen schönen Satz „Die Fehler von heute sind die Regeln von morgen“ auch als überspitzt betrachten. Nicht *alle* Fehler nämlich steigen zur Regel auf, sondern nur die, welche von einer Mehrheit freudig begangen werden. Dazu gehören allerdings auch jene Verkürzungen, von denen bereits andeutungsweise die Rede war. Die Stadtbewohner sind ja allgemein durch ein schnelleres Sprechen gekennzeichnet, wodurch in allen gesprochenen Sprachen Kurzformen entstehen, die schließlich dann auch geschrieben werden. So ist zum Beispiel erst in unsern Tagen aus „du liestest“ die Form „du liest“ entstanden. Der Prozeß nimmt etwa folgenden Verlauf: Erst druckt man die Kurzform im Dialog realistischer Theaterstücke, nachher im Dialog der Unterhaltungsromane, später zieht sie auch in die literarischen Erzählwerke ein. Im gleichen Tempo übernimmt sie die normative Grammatik, erst unter Vorbehalt, wie etwa die neue Dudengrammatik, wenn sie die Bemerkung „umgangssprachlich“ neben eine neue Form

setzt. Später wird die alte, längere überhaupt nicht mehr aufgeführt.

In der *Syntax* ist ein in neuerer Zeit eingetretener Wandel ganz besonderer Aufmerksamkeit wert. Ich meine die Diktatsprache und damit den Verlust der das Deutsche charakterisierenden Umklammerung durch die zwei getrennten Teile der Verbaussage. Da die von der Hochkonjunktur erschöpften Managergehirne nicht mehr imstande sind, einen längeren Satz, den sie diktieren, zu überblicken, sind sie auf den Ausweg verfallen, sich die Franzosen und die Engländer als Vorbild zu nehmen und das sonst geteilte Verb möglichst früh und ungeteilt zu setzen; der Rest mag dann nachklappen, wie es will. Also heißt es heute nicht mehr: „Wir haben Sie gestern von der am 5. September erfolgten Verschiffung der 5 Tonnen Stahl an die Herren Wunder und Plunder in Kenntnis gesetzt“, sondern: „Wir haben Sie gestern in Kenntnis gesetzt von der am 5. September erfolgten Verschiffung von 5 Tonnen Stahl an die Herren Wunder und Plunder.“ Ist die Diktatsprache klarer und schöner? Auf alle Fälle ist sie anders. Die deutsche Sprache verliert mit ihr eins ihrer hauptsächlichsten Merkmale.

Mag man aber selbst für solch tiefgreifenden Wandel, unter Berufung auf die Praxis, die ihn nun eben erzwungen habe, Verständnis aufbringen, so kann ich doch in gar keiner Weise einsehen, warum wir das Eindringen von auf purer Schlamperei beruhenden Kontaminationen, besonders auch falscher Präpositionalkonstruktionen, einfach hinnehmen sollen. Es mag Kontaminationen geben, die sich durchgesetzt haben, weil man dadurch bewußt eine neue Nuance ausdrücken wollte; doch dürfte es sich um Ausnahmen handeln. Die allermeisten sind aus der krassen Ignoranz entstanden und sollen dem Rotstift zum Opfer fallen. Früher wagten sie sich kaum über die Schulstuben hinaus, und wenn sie seit dem „Aufstand der Massen“ in der Presse wimmeln, so kommt dies einfach daher, daß die betreffenden Redaktoren keine sprachliche Zucht besitzen, was uns nicht daran hindern soll, sie zu bekämpfen, wo wir sie antreffen. Glücklicherweise wird die Lehrerschaft in diesem guten Kampfe gelegentlich durch einen weißen Raben auf irgendeinem Redaktionsstuhl unterstützt. Leider sind aber in der deutschen Schweiz regelmäßige Sprachecken in den Zeitungen viel seltener anzutreffen als in der welschen.

Was nun den Wandel im *Wortschatz* anbetrifft, so betreten wir damit das Gebiet, auf dem sich die Geister am schärfsten bekämpfen. Zwar muß sich der Wortschatz erneuern. Es veralten

Wörter mit Dingen, die keiner mehr kennt, und sie sterben zu allerletzt völlig ab. Andererseits wandern mit den neuen Dingen auch dauernd neue Wörter ein.

Gegen die ausländischen Wörter, die mit den ausländischen Dingen einwandern, besonders wenn es englische oder gar amerikanische sind, haben die Schweizer zwar nicht viel einzuwenden. Um so größer ist jedoch ihr Widerstand gegen neue deutsche Wörter, seien es nun völlig neue, das heißt Neologismen, oder handle es sich um Eindeutschungen von Fremdwörtern. Womit das zusammenhängt, haben wir bereits gesehen. Doch dürfte es nicht überflüssig sein, den Vorgang, durch den Neuwörter überhaupt entstehen, und die Art, wie sie aufgenommen werden, noch etwas grundsätzlicher zu untersuchen.

Ihre Entstehung hängt offenbar mit dem *Spieltrieb* zusammen. Der sprachliche Spieltrieb ist vornehmlich auf drei Ebenen zu finden: bei den kleinen Kindern, bei gewissen Sonderlingen, meist im niedern Volk, und bei den Dichtern. Freilich sind lange nicht alle großen Dichter auch besonders sprachschöpferisch, und nicht alle sprachschöpferischen Dichter sind besonders groß. Dem sprachlichen Spieltrieb stark, ja oft grotesk stark verschrieben waren etwa, um bekanntere zu nennen, Shakespeare, Rabelais, Fischart, Grimmelshausen, Abraham a Sancta Clara, Jean Paul, Brentano, Heine, Nietzsche, Joyce, Morgenstern, Borchardt. Von ihren Neologismen ist jedoch nur ein kleiner Teil in die Sprache eingedrungen, und noch viel weniger haben die aus der Tiefe des Volkes aufsteigenden mehr oder weniger witzigen Neologismen eine Chance, lange weiterzuleben. Weitaus die meisten sind Eintagsfliegen, die im Milieu, in dem sie entstanden sind — zum Beispiel der Umwelt der Schule, der Vaganten, der Soldaten — vielleicht eine kurze Zeit glänzen, doch bald wieder neueren Platz machen müssen. Daher veralten alle Slangdictionäre so unheimlich schnell. Werden solche Ausdrücke jedoch von einem großen Dichter an auffallender Stelle — zum Beispiel in einem Gedicht, das man in der Schule auswendig lernen läßt — seiner Sprache einverleibt oder sind es überhaupt eigene sprachliche Schöpfungen seines Genius, dann besteht freilich eine bessere Gewähr für ihr Fortleben. Man macht sich in der Regel keine Vorstellung davon, wieviele der uns heute völlig geläufigen Wörter in einem ganz bestimmten Augenblick erstmals gedruckt worden sind und seither der Sprache angehören. Ich erwähne nur Wahlspruch, Einfall, Marktschreier, die Lessing erfand, Zartgefühl, Öffentlichkeit, Feld-

zug, Sternwarte, die Campe zum Erfinder haben, volkstümlich, Landwehr, Kriegsbeer, die auf den Turnvater Jahn zurückgehen. Die Zahl der Wörter, die Goethe schuf, ist enorm; doch nur eine beschränkte Anzahl davon ist Alltagsware geworden.

Und nun also nochmals — doch nun in anderem Zusammenhang — die *Fremdwörter*! Es gibt deren in der deutschen Sprache, wie Sie alle wissen, viel zuviel. Man schätzt sie auf ein Fünftel des gesamten Sprachguts oder, in einer Ziffer, auf rund hunderttausend. Auch andere Sprachen besitzen Fremdwörter; doch hat sich ihnen gegenüber keine so schwach erwiesen wie gerade die deutsche. Auf alle Fälle werden sie bei den andern Völkern sehr rasch viel stärker verändert — das Italienische beispielsweise phonetisiert sie auf der Stelle. Anders ausgedrückt: der Prozeß, durch den ein Fremdwort zu einem seine Herkunft kaum mehr verratenden „Lehnwort“ wird, geht bei allen andern Völkern viel rascher vonstatten als bei den Deutschen, denen der Respekt vor dem Fremden offenbar tief in den Knochen sitzt. Eigentlich hat nur das Althochdeutsche diese Umwandlungskraft gegenüber griechischen und lateinischen Wörtern besessen oder die kirchlichen Ausdrücke — denken Sie an „Heiland“ — sogar sinngemäß übertragen. Aber schon im Mittelhochdeutschen sind die eingedrungenen französischen Wörter nur schwach verändert worden. Ob es sich nun um die Ritter oder später um die Humanisten handelt, die keine Eindeutschungen mehr wagten und auch die Form des Fremdwortes möglichst unangetastet ließen, in allen Fällen hat an diesem ungeheuren Respekt vor dem fremden Wort der Snobismus seinen reichlichen Anteil gehabt. War es ursprünglich der horizontale Snobismus, so ist später noch verstärkend der vertikale dazugekommen. Denn das tatkräftige Bürgertum des 15. und des frühen 16. Jahrhunderts, das nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Süddeutschland dem Adel mannhaft die Stirne bot, hat zwar sprachlich ausgesprochen deutsch empfunden — erinnern Sie sich nur an die kernhafte Gestalt von Hans Sachs! —, aber dieses Bürgertum ist infolge der religiösen Kriege und der gleichzeitigen Aufsplitterung des Reiches in unzählige absolutistisch regierte Territorialherrschaften ja dann im Laufe von zwei Jahrhunderten zu einem immer machtloseren und servileren Kleinbürgertum entartet. Seine Untertänigkeit äußerte sich auch sprachlich durch einen ausgesprochenen vertikalen Snobismus; da anderseits vor allem auch die Oberschicht des 18. Jahrhunderts, die Hofkreise nämlich, knietief im auf Frankreich gerichteten hori-

zontalen Snobismus staken, war das Ergebnis natürlicherweise eine Durchseuchung des *gesamten* Volkes mit französischen Vokabeln, die im Kleinbürgertum dazu noch meist falsch verwendet wurden. Man denke nur an die lächerlichen Reden der Frau Millerin in „Kabale und Liebe“! Kein Wunder, daß darum seit den Befreiungskriegen auch eine sprachliche Reaktion erwachte, daß nun zum erstenmal wieder seit den gelehrten Sprachgesellschaften des Dreißigjährigen Krieges endlich vonseiten beherzter Männer der Versuch gemacht wurde, wenigstens einen Teil der französischen Fremdwörter zu ersetzen. Aber wie es in Deutschland ja immer geht, die Bewegung wurde überspitzt, und so hatte die „kompakte Majorität“ der Ewiggestrigen es leicht, sie lächerlich zu machen. Die vorgeschlagenen Neuerungen Campes wurden aufs heftigste abgelehnt. Dazu erstand der nationalbewußten Romantik, die in den gelehrten Brüdern Grimm ja die eigentlichen Begründer der Wissenschaft der Germanistik hervorgebracht hat, von den dreißiger Jahren an eine neue, bewußt fränzösische Gegenbewegung: das Junge Deutschland, das im Politischen (Emanzipation der Juden und Bürgerkönigtum) wie im Gesellschaftlichen (Emanzipation des Fleisches) mit den französischen Zuständen liebäugelte und logischerweise darum einen neuen Schwall französischer Vokabeln übernahm. So kam es, daß im Holländischen zwar für viele abstrakte Begriffe schlagkräftige germanische Wörter bestehen, daß im Deutschen aber alle neueren intellektuellen Begriffe von Frankreich übernommen worden sind. In Holland heißt es bis zum heutigen Tage „godgeleerdheid“, bei uns Theologie; dort lehrt man an der Hochschule „zielkunde“, bei uns Psychologie; wollen sich die Holländer gut unterhalten, so gehen sie in die „schouwburg“, während wir das Theater besuchen; und werden sie krank, so brauchen sie den „geneesheer“, der sie hoffentlich bald genesen läßt, was zwar auch unserem Doktor meistens gelingt. Es brauchte das neue Kraftbewußtsein der Gründerzeit nach dem Deutsch-französischen Kriege, damit durch den Allgemeinen Deutschen Sprachverein in Deutschland dann eine neue und vorläufig letzte Welle der Bekämpfung überflüssiger Fremdwörter einsetzen konnte. Aber gerade die Tatsache, daß im Reiche ein Zusammenhang zwischen dem politischen Behauptungswillen und dem Kampf gegen die Fremdwörter nicht abzustreiten ist, hat diesen Bestrebungen in der Schweiz, wie sie genugsam wissen, immer wieder gewaltig geschadet, obschon die Behauptung, der Kampf gegen die Fremdwörter sei besonders unter Hitler stark gewesen,

die man etwa in Käsblättern zu lesen bekommt, jeder Begründung entbehrt. Gerade Hitler wollte, als ein in die Fremdwörter verliebter Österreicher, „leider nicht an die Sache ran“, wie ein deutscher Sprachreformer einem schweizerischen Sprachler gegenüber einst heftig klagte. Der Irrtum ist wohl deshalb entstanden, weil der Nationalsozialismus eine Reihe neuer Wörter geschaffen hat; aber schon vorher sind, zum Beispiel für Bahn-, Post-, Telegraphen- und Telephonverkehr, eine ganze Reihe neuer deutscher Wörter geschaffen worden, die wir in der Schweiz nicht übernommen haben, wie Fahrkarte, Schaffner, Fernsprecher usw.

Das 20. Jahrhundert nun steht, was die Fremdwörter betrifft, gesamthaft betrachtet unter einem andern Stern. Die neuen Fremdwörter kommen in stets wachsendem Maße nicht mehr aus dem Französischen, das seinerseits sogar erstmals in großem Ausmaß Fremdwörter importiert, sondern aus dem Englischen und aus dem Amerikanischen. Der Bonner Germanist Professor Moser hat kürzlich in einem Vortrag gesagt, in den letzten zwanzig Jahren sei kein einziges Fremdwort aus dem Französischen ins Deutsche eingedrungen. Die neuen angelsächsischen Wörter kommen mit den neuen Sachen, und sie kommen meist im Gefolge der sich mit Riesenschritten ausbreitenden Technik. Insofern es internationale Fachwörter sind, die in der ganzen Welt verstanden werden müssen, die man zum Beispiel an jeder Tankstelle braucht, ist dagegen nicht viel einzuwenden. Ärgerlicher ist es, daß der Snobismus der gegenwärtigen sprachlichen Anglomanie auch auf viele Gebiete der *allgemeinen Umgangssprache*, außer auf Substantive auch auf Verben und neuerdings sogar auf Adjektive, übergegriffen hat. Kürzlich habe ich bei einem jungen Literaten sogar das englische Adjektiv „clever“ mit einer deutschen Endung gelesen! Verzeihlicher erscheint die Übernahme englischer Verben, die man leicht mit der deutschen Endung -en versehen kann, so daß sie wenigstens das Heer der Verben auf -ieren nicht noch vermehren. Außerdem haben sie den Vorteil der Kürze, und da unser Jahrhundert ja eine ausgesprochene Vorliebe für die kurzangebundene Sprache zeigt, erklärt sich der eigentliche Siegeszug von „starten“, „spurten“ und „stoppen“ einigermaßen. Längere Wortzusammensetzungen kommen heutzutage fast nur noch in Fachsprachen vor, dort allerdings — ich verweise Sie auf die zungenverrenkenden Neubildungen der Chemiker und Pharmazeuten! — in ausgedehntem Maße. In der Alltagssprache aber befließigt man sich allerorten der ein- und zweisilbigen Wörter und kürzt längere, wo

immer es angeht. Dieser Vorgang ist im Englischen übrigens genau gleich zu beobachten wie im Deutschen. Wie dort aus „influenza“ das Kurzwort „flu“, aus „perambulator“ das Kurzwort „pram“, aus „motocar“ das Kurzwort „car“ geworden ist, so hat das Neudeutsche beispielsweise das Fahrrad, das immerhin schon bedeutend kürzer war als das ursprüngliche Veloziped, noch zu „Rad“ verkürzt. Die Sucht nach möglichst kurzen Wörtern ist nachgerade so ausgesprochen, daß alle Verdeutschungsvorschläge, die ein kürzeres Fremdwort durch ein längeres deutsches Wort ersetzen wollen, zum vorneherein zum Scheitern verdammt sind. Das ist der Grund, weshalb der „Fahrstuhl“ den „Lift“ nicht zu verdrängen vermochte. Wenn sich das zweisilbige „Velo“ bei uns trotz dem einsilbigen „Rad“ gehalten hat, so spielt wohl auch hier die helvetische Abneigung gegen alles, was im Norden ausgeheckt worden ist, bis zu einem gewissen Grade mit; andernteils hat aber „Rad“ doch auch den Nachteil, daß es zwei Bedeutungen besitzt, was bei „Velo“ nicht zutrifft. Der eigentliche Grund, weshalb „starten“ und „stoppen“ so überaus beliebt geworden sind, liegt jedoch auf einem ganz anderen Felde. Es ist gar nicht nur die Kürze, die hier maßgeblich war. Beide ersetzen nämlich *zusammengesetzte Verben*, deren der moderne Deutsche mehr und mehr überdrüssig zu werden scheint. Ich habe jahrzehntelang meine Schüler darauf aufmerksam gemacht, daß „abreisen“, „fortgehen“, „aufbrechen“ ebenfalls ganz schöne Wörter seien, um das Beginnen einer Fahrt zu bezeichnen, wurde mir dann aber immer stärker bewußt, daß sie ja alle den Nachteil haben, bald zusammen und bald getrennt geschrieben zu werden. Es scheint, als ob hier der gleiche unterschwellige Widerstand fühlbar werde, den wir schon bei der Untersuchung der Diktatsprache festgestellt haben. Der moderne deutsche Mensch — das Wirtschaftswunderkind — möchte sich einer möglichst bequem zu handhabenden Sprache bedienen können. Um die Tradition kümmert er sich keinen Deut. Die ist ihm völlig schnuppe. Sprache ist ihm ein technisches Behelfsmittel wie viele andere. Möglichst reibungslos soll sie ihm gehorchen. Nun hat diese Tendenz jedoch bereits auch Schichten erfaßt, die mit dem Wunderwirtschaftswesen nichts mehr zu tun haben. Auch bei uns! Ich bemerke, daß immer weniger Intellektuelle, immer weniger Redakteure und Hochschuldozenten sich vor dem „starten“ und „stoppen“ scheuen. Dennoch geben wir Schullehrer vorläufig noch nicht klein bei. Vielleicht sind wir auch weniger snobistisch veranlagt. Bei den geschriebenen

Texten wollen wir es wenigstens versuchen, die angestammte syntaktische Struktur — und dazu gehört die Verwendung von den Satz umklammernden Verben — der deutschen Sprache noch eine Weile zu erhalten.

Trotz aller Bedenklichkeiten der Entwicklung möchte ich aber dennoch nicht ausschließlich in schwarzer Farbe malen. Im Kampf gegen die Fremdwörtelei sind zum Beispiel doch auch Erfolge zu verzeichnen. So haben zielbewußte Deutschlehrer in jahrzehntelanger Bemühung wenigstens bei uns in der deutschen Schweiz das moderne Kaufmannsdeutsch weitgehend vom veralteten Fremdwortballast gesäubert. Leider wachsen, samthaft gesehen, der Fremdworthydra für jeden Kopf, den man ihr abhaut, mindestens zwei neue nach! Die verschwundenen französischen Fremdwörter, die im 19. Jahrhundert gang und gäbe waren, wie etwa *Etage*, *Pantalons*, *Visite*, *Plaisir*, *retournieren*, akzeptabel sind durch die Flut der neuen angelsächsischen mehr als wettgemacht worden. Andererseits gibt es besonders bei uns in der Schweiz auch immer noch Snobs, die dem Französischen neue Fremdwörter abgewinnen wollen, wie beispielsweise jener Musikkritiker, der kürzlich geschrieben hat: „Des von H. K. sehr *ambitioniert* geleiteten Orchesters, das am 9. Oktober *gastierte*, bester Teil war der *disziplinierte* Streichkörper, während die Bläser oft *unpräzis* und im Gesamtklang *inhomogen* waren.“ Es war derselbe, der in einer früheren Besprechung von einem *difffizilen* Klavierkonzert sprach, das die Ausführenden vor *subtile Probleme* stellte, die indessen die zahlreichen *Tempomodifikationen* überzeugend *exekutiert* hätten.

Ich darf vielleicht abschließend nochmals ein kurzes Wort von der verzwickten und aufregenden Erscheinung des *Bedeutungswandels* sagen, von dessen auffälligster Form, der *Pejorierung*, wir ja bereits — Sie erinnern sich' an Pfaff und Dirne — gesprochen haben. Neben dem verschlechternden Bedeutungswandel gibt es allerdings noch andere Arten. So die *Veredelung*. Der „Feldmarschall“ ist im Laufe der Jahrhunderte aus der Stellung des bescheidenen Stallknechts (*mareskalko*) zu seiner gegenwärtigen, fast übermenschlichen Höhe emporgestiegen. Im einzelnen auf diese sehr verwickelte und fragwürdige Wissenschaft näher einzutreten, muß ich mir hier leider versagen. Ich möchte heute nur auf zwei *Gesetzmäßigkeiten* hinweisen, die zu kennen nicht ohne Reiz ist. Die erste heißt, daß einfache Wörter dem Bedeutungswandel viel stärker unterliegen als zusammengesetzte. Sicher hat

sich schon mancher gefragt, wieso man einen Vogelkäfig auch „Vogelbauer“ nenne. Nun, dieses „Bauer“ hat nichts mit dem Landmann zu tun, sondern heißt einfach Bau oder Haus. Er verließ „prût in bûre“, das heißt er verließ die junge Frau (bru, bride) im Hause, so heißt es im Hildebrandslied. Ein anderes Beispiel ist die Mitgift. Da bedeutet „Gift“ ja immer noch Gabe, wie heute noch im Englischen, und nicht „tödliche Gabe“, wie jetzt bei uns. Die Zusammensetzung konserviert also die ursprüngliche Bedeutung. Die zweite Beobachtung ist die, daß Fremdwörter sehr oft in der ursprünglichen Sprache dem Bedeutungswandel unterliegen, während ihre Bedeutung als Fremdwort im Deutschen sich nicht mehr verändert. Manchmal sterben sie in der Heimatsprache auch ab, leben jedoch im Deutschen fröhlich weiter. Das ist der Grund, weswegen wir im schweizerischen Bahnbetrieb immer noch von „Perrons“ sprechen, während die Franzosen längst zu „quai“ übergegangen sind.

Das Studium des Bedeutungswandels führt überhaupt auf Schritt und Tritt tief hinein in Kulturgeschichte und Völkerpsychologie. Darum ist es so interessant, ja direkt aufregend, steckt aber auch voller Schlaglöcher, Falltüren und Fußangeln, abgesehen davon, daß es außerordentlich zeitraubend ist.

Ich komme zum Schluß. Was für Nutzenanwendungen ergeben sich aus alledem für den heutigen Sprachpfleger? Ich glaube, wir könnten uns ungefähr auf folgendes einigen:

1. Aufkommende Neubildungen, wozu auch Fremdwortverdeutlichungen gehören, sollen geprüft und warm empfohlen werden, wenn sie eine Bereicherung oder Verfeinerung des Wortschatzes versprechen, wobei auch sprachmusikalische Überlegungen einzu beziehen sind. So ist es beispielsweise gar nicht erwünscht, daß weiter Wörter mit dem Vokal *e* entstehen, weil die deutsche Sprache bereits an einer Überfülle von *e*-Wörtern krankt. Auch Wörter mit Zischlauthäufung sind unerwünscht. „Zwecks“ war eine scheußliche Mißbildung; die „Zwetschge“ ist schon schlimm genug.

2. Der wachsenden Verflachung der Umgangssprache, wie sie vor allem das nachlässige Niederpressedeutsch mit seinen formelhafte n und schablonisierten Wendungen darstellt, soll durch dauernde und mutige Kritik begegnet werden. Dies kann wohl nur gelegentlich in Zeitungen geschehen; vornehmlich ist die Schulstube der Ort dafür. Vier Arten von Übungen empfehlen sich:

a) Man schärft den Sinn für das *treffende Verb* dadurch, daß

man in bestimmten Sätzen die Allerweltsverben sein, machen, tun usw. durch die der betreffenden Sprachsituation gemäßen ersetzen läßt.

b) Die *Fremdwortüberflutung* bekämpft man, indem man bei jeder Aufsatzkorrektur die überflüssigen Fremdwörter an die Tafel schreibt und die Klasse das Ersatzverb finden läßt. Eingebürgerte Fachwörter soll man jedoch nicht ausmerzen wollen.

c) Die *Kontaminationen* schreibt man ebenfalls an die Tafel und läßt die Klasse die zwei Bestandteile, aus denen sie zusammengefloßen sind, herausfinden.

d) *Dialektwörter* läßt man verdeutschen, alle die wüst, lätz, blutt nicht minder als den wunderbaren Obsigang — das Znüni und das Zvieri nicht zu vergessen.

Die deutsche Sprache der Zukunft wird wohl weiterhin noch knapper werden. Wie das Englische, so nähert sich auch das heutige Deutsch — wenigstens, wenn wir den mündlichen Ausdruck betrachten — bereits auffällig dem Chinesischen, das bekanntlich nur aus einsilbigen Wörtern besteht. Schon jetzt wird überall dem einsilbigen Wort der Vorzug vor dem zweisilbigen, dem zweisilbigen vor dem dreisilbigen und viersilbigen gegeben. Das viersilbige Automobil ist zum zweisilbigen Auto geworden, der dreisilbige Kraftwagen zum zweisilbigen Wagen, in der Aussprache vielfach zum einsilbigen „Wagn“. Es ist auch kein Schade, daß die riesigen Bandwurmsätze der früheren Professoren, die sich auf eine allzu lange und allzu intensive Beschäftigung mit den Cicero-nianischen Perioden zurückführen lassen, in der allgemeinen Gebrauchsprosa wie auch in der Presse weitgehend einer parataktischen, das heißt aus Hauptsätzen bestehenden Sprache gewichen sind. Damit hat sich das Deutsche nicht zu seinem Nachteil dem klareren Satzbau des Französischen und Englischen angenähert; Schopenhauer hätte seine Freude daran. Wo freilich noch längere Satzgefüge gemacht werden, sollte man die Regeln der typisch deutschen Wortstellung nicht mißachten. Der puren Bequemlichkeit der Diktatsprache wollen wir auch in Zukunft begegnen, wenn es freilich auch hier zu unterscheiden gilt.

Sorgen wir vor allem, jeder an seiner Stelle, aber nach Kräften dafür, daß der ungemeine Wortreichtum der deutschen Hochsprache, den wir als kostbares Erbe von den früheren Geschlechtern empfangen haben, nicht etwa durch Vernachlässigung aller etwas selteneren Wörter und Wendungen allmählich verloren geht

und nur ein dem Pidginenglischen ähnliches primitives Gequassel übrigbleibt. Erhalten wir unserer Sprache auch nach Möglichkeit die ihr eigentümlichen grammatischen und syntaktischen Formen!

Deutsch in aller Welt

Aus der Geschichte deutschsprachiger Auslandsschulen. — „Viele dieser deutschen Auslandsschulen bestehen schon sehr lange. Als älteste — urkundlich überlieferte — Anstalt dieser Art wurde 1319 die Domschule im baltischen Reval gegründet. Von den heute noch bestehenden zählt die St.-Petri-Schule in Kopenhagen die meisten Jahre. 1975 wird sie ihr 400-Jahr-Jubiläum feiern. Diese mittelalterlichen Gründungen stammen meist von deutschen Siedlern, die nach Rußland, dem Balkan und Skandinavien zogen. In den folgenden Jahrhunderten entstanden die Missions- und Ordensschulen. — Als Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1899 Konstantinopel besuchte, fand er dort eine vorbildliche deutsche private Lehranstalt vor, die deutsche und türkische Kinder unterrichtete. Begeistert versprach er der Schule einen Zuschuß. — Der Erste und besonders der Zweite Weltkrieg zerrissen die kontinuierliche Entwicklung. Erst seit 1950 setzte der Neuaufbau ein. Fast alle Schulen sind inzwischen „Begegnungsschulen“ geworden, die der internationalen Verständigung dienen. — Etwa 850 deutsche Lehrer arbeiten heute in aller Welt, wobei die sogenannten Entwicklungsländer in erster Linie berücksichtigt werden. Damit ist jedoch der Bedarf längst nicht gedeckt.“ Denn es „hält das Interesse der Schüler in allen Ländern der Erde an der Erlernung der deutschen Sprache unvermindert an. Die Zahl der Neuanmeldungen steigt sogar so stark, das jährlich Tausende nicht berücksichtigt werden können.“ („Die Rheinpfalz“, Ludwigshafen, 24.6.1961.)

Die Entwicklung des Deutschunterrichts in der Welt. — „Der Deutsche Akademische Austausch-Dienst weist in seinem Jahresbericht für 1960 auf ein steigendes Interesse an der deutschen Sprache in Europa und vor allem in Übersee hin. Der Dienst hat 115 deutsche Lektoren an Universitäten und Hochschulen in 37 Ländern vermittelt. Die Zahl der Lektoren für deutschen Sprachunterricht und Einführung in die deutsche Sprache und Kultur ist auf 128 angestiegen. Auch das Goethe-Institut zur Pflege deutscher Sprache und Kultur im Ausland bietet in 35 Ländern eingeschriebenen Hörern die Möglichkeit, die deutsche Sprache zu erlernen.“ (ag. „Neue Zürcher Zeitung“, 5.7.1961, Abend.) — „Nach den Angaben des DAAB liegen in diesem Jahr wieder zahlreiche Anfragen für die Besetzung von Lektoraten der deutschen Sprache aus Europa und Übersee vor, unter anderm von Hochschulen und Universitäten aus Algerien, Bolivien, Indien, Indonesien, Japan, Madagaskar, Nigerien, Pakistan, Spanien, Thailand, der Türkei, den Vereinigten Staaten und Vietnam.“ („Die Tat“, Zürich, 15.7.1961.)

Beliebtheit des Deutschen. Zukunftsaussichten. — Der hochverdiente frühere Leiter des Stuttgarter Instituts für Auslandsbeziehungen sprach im Frühsommer 1961 in Zürich und Wien über die heutige Stellung der deutschen Sprache in der Welt: „Die arabische Welt ist seit dem Ersten Weltkrieg für das Deutsche zugänglich geworden (vor allem Iran, Irak, Libanon, die Türkei, Israel und Jordanien). In Japan ist nach dem letzten Kriege eine neue Wende eingetreten: Das Deutsche blüht seit zehn Jahren wieder auf. Die Entwicklung